

Besprechungen

Religionsgeschichte

Die Liebe zu Gott in den nichtchristlichen Religionen. Die Tatsachen der Religionsgeschichte und die christliche Theologie. Von Thomas Ohm O. S. B. (544 S.) Krailling vor München 1950, E. Wewel. Geheftet DM 19.—, Geb. DM 22.—.

„Der Glaube, daß ein Gott existiert und Vergelter und Heilbringer ist, ist viel verbreiteter, als gewöhnlich angenommen wird. Man kann den Monotheismus ruhig als den Ur- und Allgemeinbesitz der Menschheit hinstellen“ (S. 442). Das ist das Ergebnis, zu dem Ohm durch seine Forschungen gelangt ist, die sich auf eine staunenswerte Kenntnis der Literatur und auf persönlichen Verkehr mit Nichtchristen in Asien und Afrika stützen. In allen Religionen, von den Naturvölkern bis zu den Hochreligionen, findet sich das Element der dankbaren und vertrauenden Liebe, so sehr es in manchen hinter der Furcht zurücktritt. Eine Religion reiner Furcht wäre ja auch sinnlos. Selten hingegen sind die Religionen, die die selbstlose Liebe zu Gott predigen. Die schönsten und reinsten Beispiele bieten die indischen Bhakti-Religionen und der islamische Sufismus. Ohm führt wunderbare Gebetstexte aus diesen Religionen an. Allerdings bleibt auch diese Liebe Sache von einzelnen, wie umgekehrt auch in den anderen Religionen sich dieser oder jener zur selbstlosen Gottesliebe erhebt, ohne daß dies bekannt wird. Bei aller Schönheit und Erhabenheit unterscheidet sich die indische Bhakti wie auch die sufistische Mystik von der christlichen Gottesliebe dadurch, daß diese unzertrennlich mit der Liebe zum Nächsten verbunden ist, während bei jenen dieser Zusammenhang fehlt. Sie bewegen sich deshalb leicht in gefährlicher Nähe zu einem kosmischen Pantheismus, der das sittliche Streben zu sehr vernachlässigt, ja sogar zuweilen die Gottesliebe nur als vorletzte Stufe ansieht, die durch Aufgehen der eigenen Person im unpersönlichen Göttlichen überwunden werden soll. Die Liebe Gottes zu jedem Menschen wird entsprechend weniger betont oder für unmöglich erklärt. Hier ist offenbar wenigstens im sprachlichen Ausdruck das Einssein des Miteinander zwischen Personen mit dem Einswerden durch Aufgehen in einem andern, wie es dem Stoff und dem leiblichen Leben entspricht, verwechselt worden. Der pantheisierende Ausdruck braucht deswegen nicht immer wirklichen Pantheismus zu bedeuten. Immerhin ist wohl anzunehmen, daß sich infolge der Leibgebundenheit des Menschen leicht auch ein solches Moment in die Religion einschleicht; die starke, oft einseitige Gefühlsbetontheit der Bhakti und der islamischen Mystik

spricht sehr dafür. Auf die reiche Sammlung religionsgeschichtlicher Beispiele folgt ein theologischer Teil, wo Ohm die Fragen bespricht, die sich aus den Tatsachen ergeben. In wohlthuender Weise hält sich sein Urteil frei von jeder Einseitigkeit und Übertreibung. So sieht er weder nur Teufelswerk und sündiges Tun in den nichtchristlichen Religionen, noch verkennt er bei aller aufrichtigen Bewunderung ihrer schönen Seiten ihre Schwächen. Es ist nicht katholische Lehre, daß die nichtchristlichen Religionen nur Irrtum enthalten und daß Gott außerhalb der Kirche keine übernatürlichen Gnaden mitteilt. Mit praktischen Folgerungen für die christliche Missionstätigkeit schließt das schöne und reiche Werk ab, das man allen, die sich für das religiöse Streben der Menschheit aus irgendeinem Grund interessieren, aufs wärmste empfehlen kann.

A. Brunner S. J.

La Conversion au Christianisme durant les premiers siècles. Von Gustave Bardy. (356 S.) Paris 1949, Aubier (Edition Montaigne).

In diesem Werk wird religionsgeschichtlich und religionspsychologisch die Bekehrung des antiken Heidentums zum christlichen Glauben untersucht. Als erster Schritt dazu wird die weltanschauliche Konversion vorchristlicher Zeit geprüft: die Konversion im Rahmen der antiken griechisch-römischen und östlichen Religion, die Hinwendung zur Weltweisheit und die Bekehrung zum Judentum.

Den alten heidnischen Religionen, sei es im Osten, sei es im Westen, ist es eigentümlich, daß sie an Sippe und umgrenzte bürgerliche Gemeinwesen (die civitas) gebunden waren. Ihre Gottheiten waren Stammes- und Volksgötter. Der dadurch bedingte Relativismus machte eine Konversion an und für sich unnötig, erschwerte sie aber, wenn jemand sie doch vollziehen wollte, weil es gleichzeitig die Aufgabe des eigenen und die Annahme eines fremden Volkstums bedeutete.

Im Zeitalter der hellenisch-orientalischen Mischkultur verlor sich die sippenmäßige, nationale oder lokale Umgrenzung der Gottheiten und Gottesverehrungen. Es blieb jedoch der religiöse Relativismus und es blieb auch der geringe ethische Gehalt der mythischen Religionen. Daher gab es zwar häufig „Bekehrungen“, aber sie waren meist oberflächlich, hingen an Riten und Zeremonien und waren unfähig, den Konvertiten geistig-sittlich umzugestalten. Es waren also keine wahren Bekehrungen.

„Echt“ waren dagegen viele „Konversionen“ zur Philosophie. Von Pythagoras von Samos bis zu den spätantiken Stoikern und Kynikern sind im hellenischen Raum immer wieder Weise aufgestanden, die neben der